

Abschiedspredigt von Gemeindeleiter Manfred Ruch am 16. August 2020 in der Kirche St. Marien Bern

Liebe

Ich nehme Abschied an einem Marienfest in der Marienkirche. Diese Kirche und Maria bedeuten mir viel – das war nicht immer so. Mir war die Kirche zu eckig, zu monumental, zu kalt. 1998, zwei Jahre nach meiner Einsetzung in St. Marien, wurde die Kirche innen umgebaut und renoviert. Als alle Bänke draussen waren, und ein grosser freier Raum entstand, verlor die Kirche das Starre – und ich stellte mir vor, wie die Menschen sich bewegen, vielleicht in einem Labyrinth oder wie sie an langen Tischen sitzen zu einem grossen Festmahl. Ich war froh über den grossen halbrunden Altarraum, und ich bin stets neu begeistert, wie Alois Spichtig den Taufbrunnen platzierte –im Zentrum, mit lebendigem Wasser – da wurde ich schon richtig warm mit dieser Kirche. Auf den Einwand, der Taufbrunnen sei im Weg, habe Alois trocken geantwortet: **Ja sicher ist der Brunnen im Weg, die Taufe muss im Weg stehen.** Dass die Taufe zentral ist, und nicht nur ein Eingangsritual, ist eine der neuen Sichtweisen, die man gewinnen kann.

Die neue Form der Kirche ermöglicht auch neue Formen des Feierns: die Gemeinde kann sich wirklich um den Tisch versammeln, an Werktagen oder in der Osternacht, die Angehörigen von Verstorbenen stellen in der Gedenkfeier die Kerzen auf den Rand des Taufbrunnens, so dass sich ein Kranz von Lichtern im Wasser der Taufe spiegelt. Oder die Prozession entlang der Stationen des Kreuzwegs. Berührend war für mich von Anfang an die Pietà, die Schmerzensmutter, mit dem Kreuz in den Armen. Viel später, 2012, als eines seiner letzten Werke, hat Alois vis à vis die Mutter mit dem Kind geschaffen, mit den ins Holz geschnittenen Worten des Magnifikat, das wir eben gehört haben. Vielleicht hat Maria das Lied ihrem Sohn vorgesungen, ihm schon in die Wiege gelegt, dass Gott bei den Erniedrigten ist.

Durch Wallfahrten und Andachten kam ich stärker in Berührung mit der Marienfrömmigkeit. Schön war es, mit dem Vorstand der Frauengemeinschaft diese Feiern vorzubereiten. Die Frauen brachten Texte mit, die ein anderes Bild von Maria vermittelten, als das unterwürfige, das ihnen früher doziert wurde. Die Frauen sagten, was sie dachten, tauschten aus, fragten nach – das war ja nicht immer so in der Kirche. Seit dem Konzil wehte ein frischer Wind, und viele

Frauen und Männer, die vorher bei Glaubensfragen eher schwiegen, diskutierten nun über theologische Fragen mit den Priestern. Auch in St. Marien. A propos Priester: nach Pfarrer Hansjörg Vogels Wahl zum Bischof, leitete Maria Kellenberger die Pfarrei bis zur Pensionierung. Es bewarb sich kein Priester für die Stelle, und so kam also ich, ein Theologe mit Familie, ins Pfarrhaus. Das war neu und man überlegte sich, was alles anders werde. Fast als erstes war klar, dass man nun Privaträume und Büroräume trennen müsste. Vorher schien das nicht nötig – bei einem Priester rechnete man nicht mit einem Privatleben. Darum war das Wohnzimmer gleichzeitig Sitzungsraum. Im Garten gab es keinen Sitzplatz. Man baute also um, schuf eine eigene Wohnung und im Garten einen Kiesplatz. In einem Pfarrhaus zu wohnen, war neu für unsere Familie. Wir mussten uns daran gewöhnen. Ich musste meine Rolle finden – ich konnte nicht einfach in die bekannte Rolle des zölibatären Pfarrers schlüpfen. Wie erklärte ich meine Funktion? Wie stellte ich mich vor? Wenn ich sagte, dass ich die Pfarrei leite, und das Gegenüber sagte, ah, du bist Pfarrer, musste ich dann jedesmal sagen, nein, also irgendwie schon...?

Am einfachsten war für mich die Arbeit im Team. Ich kannte das, und ich freute mich auf Kreativität unter Menschen, die möglichst gleichberechtigt arbeiten. Und das funktionierte fast immer gut – ab und zu diskutierten wir darüber, ob ich als Leiter ein Vetorecht habe oder überstimmt werden könne. Es gab aber nicht nur das Team. Es gab in St. Marien Traditionen, die ein eigenes Gewicht hatten. Vieles war einfach so. Der geschlossene Garten. Wie das Paradies, aus dem die Menschen vertrieben waren – ausser dem Sakristan, der Dahlien zog für die Kirche und Gemüse für sich, und den Pfarrer, respektive seine Haushälterin, die auch Zugang hatten. Die vielen geschlossenen Türen. Die Sakristei als Reich des Sakristans. In einem Ordner hatte er aufgeschrieben, wann es Weihrauch gab, wann wie viele Ministranten aufgeboten wurden. Der Kirchenchor setzte fest, wann welche Messe gesungen wurde. An den meisten Sonntagen kam ein Priester für die Eucharistie zu uns: Franz Kuhn von der Dreifaltigkeit, Josef Kuhn von Bruder Klaus und José Balmer von den Redemptoristen. Wir Theologen vom Team bereiteten die Gottesdienste vor und predigten meistens. Aber im grossen schwarzen Buch durften nur die Priester firmieren. Im Kirchgemeinderat und im Pfarreirat waren die wichtigsten Vereine vertreten. Viele Veranstaltungen wurden von Vereinen getragen. Sie machten das Programm, und sie zogen uns vom Team bei, z.B. um ein Referat zu halten oder die Andacht zu gestalten. Heute würde man sagen, sie gaben uns einen Leistungsauftrag.

Ich kam mir sehr jung vor im Vergleich mit den meisten prägenden Personen in den Vereinen und Räten. Schon damals war die Verjüngung der Vereine ins Stocken geraten. Die grosse Arbeit wurde weiter tapfer geleistet, von weniger Leuten. In Retraiten mit Pfarreirat und Kirchgemeinderat war es ein Dauerthema, wie man jüngere Leute ansprechen könnte. Wie wir heute sehen, haben die Vereine sich nicht erneuert.

Es brauchte Angebote, die einem Bedürfnis entsprachen. Eines ist besonders zu erwähnen: der Eltern-Kind-Treff, der bis heute erfolgreich ist. Junge Eltern kamen mit den Kindern, einige interessierten sich für die ökumenischen Fiire mit de Chliine. Die Beziehung zu den Familien setzte sich fort im Religionsunterricht, und mit der Zeit fanden junge Menschen den Weg in den Kirchgemeinderat.

Neu für mich in St. Marien war, dass ich mich in allen Sparten der Pastoral bewegen konnte. Früher, als Pastoralassistent in der Marienpfarre Burgdorf, waren Taufen, die meisten Trauerfeiern und Hochzeiten die Sache des Pfarrers. Ich fand grosse Erfüllung in diesen neuen Aufgaben, war beeindruckt von den Lebensgeschichten der Menschen, die ich in diesen Momenten kennen lernte. Ich konnte meinen eigenen Stil entwickeln. Auch im Religionsunterricht suchten wir im Team eigene Wege, um die Kinder und Jugendlichen anzusprechen. In vielen Sitzungen suchten wir nach einer Pastoral, bei der die Menschen finden, was sie suchen – Gesprächspartner und Partnerinnen, die zuhören, die verstehen, die aus dem reichen Schatz etwas finden, was anregend ist, was weiterhilft, was Lust macht, weiter zu suchen. Eine Kirche wollten wir sein, in der das Überraschende und Befreiende des Evangeliums gehütet, gepflegt und weiter getragen wird. Eine Kirche, in der Weitherzigkeit, Gastfreundschaft und geistreicher Witz zu finden ist – eine Kirche der Stille und Tiefe – und eine Kirche, die nicht schweigt zu himmelschreiendem Unrecht.

Die Gestaltungsmöglichkeiten waren und sind enorm – die Gefahr der Überbeanspruchung auch. Die räumliche Nähe von Wohnen und Arbeiten erschwerte das Ziehen von Grenzen zwischen Pfarrei und Privatleben. Zum Glück konnten wir uns aufteilen – ich war ja nicht in einer sogenannten Einspänner Pfarrei – es gab freie Sonntage, und auch Ferien. Aber die Gespräche am Tisch und zwischen meiner Frau Christine und mir drehten sich sehr oft um die Pfarrei. Ich empfand es als grosses Glück, dass sich Christine interessierte und engagierte: Ihre Einschätzungen zeigten eine andere Perspektive, korrigierten oft Kurzschlüsse. Schon nur dass ich über alles reden

konnte, war wertvoll. Dass Christine ihren eigenen anspruchsvollen Beruf hatte, bewahrte sie davor, allzu sehr vereinnahmt zu werden. Viele Menschen in der Pfarrei schätzten ihre Präsenz, ihr offenes Ohr, ihre Anteilnahme, ihre Mithilfe beim Osterfrühstück und anderen Veranstaltungen oder in den Pfarreiferien. Unsere Kinder hatten zwar einen oft gestressten Vater, der zeitweise bis in alle Nacht an Predigten feilte oder sich in den vielen Bauprojekten verlor, aber sie genossen auch die Möglichkeiten, die das Haus und die Räume boten, und es war manchmal nützlich, den Vater in der Nähe zu haben, zu wissen, dass er kochen oder sonst etwas für sie tun konnte. Nicht alles war interessant für sie, was in der Pfarrei geschah, aber die breite Palette der Themen ergaben ein anregendes Umfeld für sie. Richtig spannend wurde es für sie, als die Sans Papiers Bewegung die Marienkirche auswählte, um mit der symbolischen Besetzung auf die missliche Lage der Menschen ohne geregelten Aufenthalt aufmerksam zu machen. Sie hefteten sich den Slogan „kein Mensch ist illegal“ an das Velo. Sie lernten die Menschen kennen, die hier eine Plattform hatten und sich mit den Leuten von St. Marien jeden Tag besser verstanden – möglich wurde es dank der klugen und unerschrockenen Reaktion des Kirchgemeinderats.

Unsere Tochter Rahel sagte später, diese Erfahrung habe sie politisiert und sensibel gemacht für die Fragen nach Gerechtigkeit und einem guten Leben für alle, die hier wohnen, unabhängig davon, woher sie kommen.

Wir alle lernten sehr viel in dieser Zeit – ich war froh, nicht allein zu sein und alles ausführlich besprechen zu können, im Team, im Kirchgemeinderat und zuhause. Ich war auch erleichtert über die Reaktion der Menschen in der Pfarrei: die meisten verurteilten nicht, sie liessen sich informieren, sie liessen sich einladen, sie lernten die Leute kennen, z.B. Samil, der später als Sakristanaushilfe bei uns einstieg – und bis heute geblieben ist.

In dieser intensiven Zeit, in der wir konfrontiert waren mit der brutalen Realität von Menschen in prekären Verhältnissen, fiel mir wieder auf, dass wir als Kirche nur ausnahmsweise dort präsent sind, wo akute Not, Armut, Gewalt herrschen. Wir sind wenigen Menschen in extremer Not so nah, dass sie auf die Idee kommen, an uns zu gelangen. In vielen Fällen sind wir auch nicht kompetent – aber über Probleme des Glaubens, wo wir kompetent wären, spricht kaum jemand. Gott und Teufel, ewiges Leben, die Frage, wie das heute geht, christlich leben – das ist kein Thema. Früher war es eines, aber da gingen viele nicht zum Pfarrer, weil sie wussten, was sie erwartete. Heute, da sie es

nicht mehr wissen, interessiert es sie nicht mehr. Viele existentielle Krisen und Katastrophen werden durchgestanden ohne Beteiligung der Kirche.

Am ehesten beim Tod werden wir als Kirche noch gefragt. Wenn alte Menschen friedlich sterben, ist der Gang zu den Angehörigen nicht sehr schwer – aber wenn Kinder sterben, kurz nach der Geburt, wenn ein Mensch mitten aus dem Leben herausgerissen wird, oder bei Suizid – wenn ich da gerufen wurde, war mir angst und bang. Ich fühlte mich völlig überfordert und unfähig. Aber meistens war es eine Hilfe für die Betroffenen, dass einer da war, der in dieses Dunkel steigt, der den Schmerz teilt, präsent ist und Worte oder Zeichen findet, die ein wenig weiter helfen.

Das Teilen von grossen Emotionen, auch bei der Vorbereitung von Taufen oder Trauungen, gehörten zum Erfüllendsten und Dichtesten in meinem Beruf. Auch die Vorbereitung der Erstkommunion mit den Kindern, ihre Begeisterung, ihre Freude an den Geschichten, an den wilden Rhythmen – das weckte mein eigenes Kindsein, die Freude am Fabulieren und Fantasieren und machte mich glücklich.

Glück habe ich reichlich gehabt – ich fühlte mich oft als richtiges Glückskind. Ich war überzeugt, am richtigen Ort zu sein. Wo sonst gibt es ein solch kreatives Arbeiten? Wo kann man so viel lernen, so vielen Menschen persönlich begegnen, wo wird man bezahlt für das Nachdenken über den Sinn des Lebens und über den Glauben? Nach so langer Zeit der Beschäftigung mit dem Glauben muss ich wohl gefeit sein gegen jeden Zweifel. Von Luther wird gesagt, dass er in den grössten Nöten und Zweifeln sich laut vorgesagt hat: ich bin getauft.

Damit sind wir wieder beim Taufbrunnen, der im Weg steht. Er kann daran erinnern, dass Gott ja gesagt hat zu mir. Dass er mich gerufen hat beim Namen und mich nicht ins Bodenlose fallen lässt.

Ich habe grosse Freude an Geschichten. Vor vielen Jahren habe ich im Singspiel des «Zäller Josef» ein einfaches Gebet entdeckt, das Josef, als er mutterseelenallein war, verkauft von den Brüdern, gesprochen hat. Ich habe es mir manches Mal vorgesagt, wenn die Angst gross wurde, wenn ich an allem zweifelte. Es drückt in kindlicher Sprache aus, woran die Taufe uns erinnert: Liäbe Gott du bisch bi mir, sit ich bi gebore, liäbe Gott ich danke dir, ich bi nid verlore.

Das Nicht-Verloren-Sein, die Zuversicht, das Gefühl des Glücks – es hat, so glauben wir, eine Quelle, sie heisst Gott – und aus dieser Quelle fliessen viele Ströme, die uns tragen, die wir weitergeben und die unsern Glauben stärken.

Das Glück, das ich erfahren habe, hat viele Namen. Es trägt die Namen meiner Frau und unserer Kinder, es trägt die Namen der Freunde und Freundinnen – es trägt die Namen von Kolleginnen und Kollegen, die das innere Feuer für Theologie und Kirche genährt haben, es trägt die Namen der Teammitglieder – sie haben entscheidenden Anteil an dem, was glückte in St. Marien, es trägt die Namen von jungen Menschen, die ein Praktikum machten, von Zivis, es trägt die Namen der Kirchgemeinderatsmitglieder, die die Pastoral ermöglichen und unterstützen, es trägt die Namen der Freiwilligen, es trägt die Namen der Kunstschaaffenden Gabriela von Däniken und Alois Spichtig, der Kolleginnen und Kollegen und Ratsmitglieder aus den Schwestergemeinden Johannes und Markus, es trägt die Namen der Missionare der portugiesisch sprechenden Gemeinde, die in dieser Kirche zuhause sind, und es trägt die Namen vieler Kinder und Erwachsener, denen ich in St. Marien und im Quartier begegnen durfte. Es trägt auch die Namen der Kirchenleitung, der Bischöfe, die mich beauftragt haben, der Leitenden in Pastoralraum, Gesamtkirchengemeinde, Landeskirche und in der Kirchendirektion des Kantons. Es trägt die Namen der Menschen in unzähligen Arbeitsgruppen, es trägt nicht zuletzt die Namen von Architekten und Handwerkern, von Köchinnen und Köchen, Buschauffeuren und Herbergsleitenden. Die Reihe liesse sich fortsetzen.

Speziell erwähnen möchte ich noch Pater Toni Eicher, der uns als Priester fast 20 Jahre zur Seite gestanden ist. Er war uns verbunden und hat alles mit uns geteilt – hat die gleiche Vision einer menschenfreundlichen Pfarrei gelebt. So haben wir einander ergänzt und miteinander die Freude am Evangelium gefeiert. Die Fragen rund ums Priesteramt und Kirchenrecht, das Gerangel um Kompetenzen wurden nebensächlich. Ich habe in dieser wunderbaren Pfarrei als ganzer Mensch meine Aufgabe ganz erfüllen können. Wenn nun gerade zu meinem Abschied von Rom aus bekräftigt wird, dass Leute wie ich keine Pfarrei leiten können, ist das einfach nur ein schlechter Scherz.

Zum Glück beigetragen haben ganz wesentlich die Pfarreiferien. In einer Zeit der abnehmenden Erfahrung von Pfarreigemeinschaft hat diese Woche im Frühling vielen Menschen aller Generationen in konzentrierter Form ein tiefes und unvergessliches Erlebnis geschenkt. Es hat die Worte Kirche und Pfarrei mit Leben gefüllt. Es ist ein Schatz, den man mitnehmen kann, eine Erfahrung, an

die man vielleicht anknüpft. Aus unbekanntem Menschen sind Menschen mit Namen und Gesicht geworden. Auch ich nehme viele Erinnerungen mit mir und ich kann in ihnen schwelgen, auch dank der vielen Fotos, die mir meine Teamkolleginnen zu kostbaren Büchern zusammengestellt haben.

Schliessen möchte ich mit einem tausendfachen Dank an euch – ihr habt mir dieses Glück, hier zu wirken, geschenkt.